

»Ich habe nichts zu verbergen« ist ein Synonym für ›Ich tue, was man von mir verlangt‹ und damit eine Bankrotterklärung an die Idee des selbstbestimmten Individuums.«

Die NSA-Affäre hat viele Internet-Nutzer verunsichert und verwirrt. Wir, die Politikverdrossenen, die »Einfach-so-Egozentriker«, die Selbstquantifizierer, melden uns hektisch von Facebook und Co. ab. Juli Zeh, die einen weltweiten Schriftstellerprotest gegen die Überwachung initiiert hat, sieht das nicht ein. Engagiert verteidigt sie in ihren Essays die Freiheit des Wortes und ermutigt uns, sie ebenfalls einzufordern. Sie hinterfragt, warum wir uns ein vorgefertigtes Schema von »Glück« überstülpen lassen, das »gesamtgesellschaftliche Zirkeltraining« klaglos mitmachen und uns so zu einer einheitlichen Masse entwickeln, die ihre Mündigkeit verspielt.

JULI ZEH, 1974 in Bonn geboren, Jurastudium in Passau und Leipzig, Studium des Europa- und Völkerrechts, Promotion. Längere Aufenthalte in New York und Krakau. Schon ihr Debütroman »Adler und Engel« (2001) wurde zu einem Welterfolg, inzwischen sind ihre Romane in 35 Sprachen übersetzt. Juli Zeh wurde für ihr Werk vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Rauriser Literaturpreis (2002), dem Hölderlin-Förderpreis (2003), dem Ernst-Toller-Preis (2003), dem Carl-Amery-Literaturpreis (2009), dem Thomas-Mann-Preis (2013) und dem Hildegard-von-Bingen-Preis (2015).

JULI ZEH BEI BTB

Adler und Engel. Roman (72926) · Die Stille ist ein Geräusch. Eine Fahrt durch Bosnien (73104) · Spieltrieb. Roman (73369) · Alles auf dem Rasen. Kein Roman (73623) · Adler und Engel. Roman. Leinen-Ausgabe (73967) · Schilf. Roman (73806) · Corpus Delicti. Ein Prozess (74066) · Spieltrieb. Roman. Leinen-Ausgabe (74103) · Schilf. Roman. Buch zum Film (74463) · Corpus Delicti. Ein Prozess. Leinen-Ausgabe (74525) · Spieltrieb. Roman. Buch zum Film (74628) · Nullzeit. Roman (74569) · Treideln (74814)

Juli Zeh

Nachts sind das Tiere

btb

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2016
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright © der Originalausgabe 2014 by Schöffling & Co.
Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main 2014
Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach einem
Umschlagentwurf von Schöffling & Co. unter Verwendung des
Umschlagfotos: JPagetRFPhotos/Shutterstock
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
SK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-71353-0

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Inhalt

Vorbemerkung 9

2005

Auf der anderen Straßenseite 11

2006

Gute Nacht, Individualistinnen 16

Zeit war Geld 27

Das Flaggschiff der politischen Resignation 37

Wer hat mein Lieblingsspielzeug zerbrochen? 43

Zu wahr, um schön zu sein 46

2007

Gigagroße Semi-Diktatur 54

Kostenkontrolle oder Menschenwürde? 63

2008

Folterjuristen 67

Verteidigung des Virtuellen 73

Vater Staat und Mutter Demokratie

– Rede im Rahmen der 16. Schönhauser Gespräche 79

Goldene Zeiten 91

2009

- Plädoyer für das Warum
– Rede anlässlich der Verleihung
des Carl-Amery-Literaturpreises 102
Null Toleranz 110
Fest hinter Gittern
(mit Rainer Stadler) 113
Schweinebedingungen 124

2010

- Deutschland dankt ab 131
Das Mögliche und die Möglichkeiten
– Rede an die Abiturienten 138

2011

- Das tue ich mir nicht an 159
Mörder oder Witzfiguren 164
Leere Mitte 169
Die Sache »Mann gegen Frau« 175
Nothing left to lose 179

2012

- Hölle im Sonderangebot 188
Baby Love 191
Eine Geschichte voller Missverständnisse
(mit Ilija Trojanow) 197
Selbst, selbst, selbst 203
Das Diktat der Krise 209
Stille Schlachtung einer heiligen Kuh 214

2013

Das Lächeln der Dogge	219
<i>#neuland</i>	223
Wird schon	227
Digitaler Zwilling	231
Nachts sind das Tiere	237
Was wir wollen	
– Rede auf der Netzkultur-Konferenz	
der Berliner Festspiele	244

2014

Wo bleibt der digitale Code Civil?	254
Letzte Ausfahrt Europa	264
Offener Brief an Bundeskanzlerin Angela Merkel	270
Reizklima	278
 Nachweise	285

Vorbemerkung

Die vorliegenden Essays und Reden sind nicht thematisch gruppiert, sondern chronologisch angeordnet. Sie stellen eine Auswahl aus dem publizistischen Schaffen der Autorin dar und umfassen nahezu ein Jahrzehnt der politischen Einmischung, der kritischen Analyse gesellschaftlicher Phänomene und des Eintretens für eine humanistische, freiheitlich geprägte Geisteshaltung. Die Beiträge wurden überarbeitet.

Auf der anderen Straßenseite (2005)

Mit den Menschenrechten ist es eine komische Sache. Ähnlich wie bei den zehn Geboten meint jeder zu wissen, was drinsteht. Soll er sie aber zitieren, kommt er zu seiner eigenen Überraschung nicht über die ersten Artikel hinaus. Naja, das mit der Würde. Dann Gleichheit, Leben, Freiheit, vielleicht noch Sklaverei- und Folterverbot. Danach, seien wir ehrlich, wird's dünn.

Aber die Menschenrechte sind ein ganz besonderer Text. Sie sind eine Botschaft, die die Menschheit an sich selbst geschrieben hat – und möglicherweise die einzige Botschaft der Welt, bei der es nichts ausmacht, wenn niemand ihren Inhalt kennt. Egal, wo wir sie aufschlagen, hineinblättern und zu lesen beginnen, wir können uns darauf verlassen, mit dem Gelesenen einverstanden zu sein. Ausgeschlossen, dass wir denken wollten: Ich lehne es ab, das Recht auf körperliche Unversehrtheit zu schützen! Oder: Meiner Meinung nach ist Redefreiheit eine schlechte Idee. – Es geht schon längst nicht mehr darum, die Menschenrechte gut oder schlecht zu finden. Sie *sind* gut, scheint uns, ja, vermutlich sind sie Ausdruck des Guten an sich. Man kann ihre unzureichende Umsetzung kritisieren, die Tatsache, dass sie bis heute unverbindlich und nirgendwo einklagbar sind. Aber ich habe noch nie jemanden

getroffen, der den Wert und die Richtigkeit ihres Inhalts bestreitet.

Ist das nicht phänomenal? Ein zehenseitiger Text, und alles, was er enthält, ist wahr und trifft zu! Jeder Schriftsteller müsste die Vereinten Nationen um ihr Werk beneiden.

Solche Worte schreibe ich mit ambivalenter Ironie. Auf der einen Seite verblüfft es mich tatsächlich, ganz ironiefrei und im positiven Sinn, dass in einer Gesellschaft, die gern mit Begriffen wie »Werteverlust«, »Orientierungslosigkeit« oder gar »Amoralität« belegt wird, in Wahrheit ein Konsens von nie da gewesener Breite über die Grundvorstellungen vom Guten und Wünschenswerten existiert.

Auf der anderen Seite aber birgt der fast schon kindlich-naive Glaube an Sinn und Nutzen der Menschenrechte eine nicht unerhebliche Gefahr für ihre Wirksamkeit.

Dabei geht es mir an dieser Stelle nicht darum, ob und inwieweit die Idee universeller Rechte für die internationale Interessenpolitik instrumentalisiert wird. Auch nicht darum, ob »Universalität« überhaupt mehr sein kann als eine Fiktion angesichts des westlich-europäischen Hintergrunds der in der UNO-Erklärung enthaltenen Gedanken. Ebenso wichtig wie solche Fragen der »großen Politik« ist der Blick auf die persönlichen Wertvorstellungen und Grundsätze jedes Einzelnen von uns. Hier nämlich führt der oben erwähnte Glaube zu einem unangenehmen Mangel an Distanz.

Mit Menschenrechtsverletzungen ist es anscheinend wie mit Bildern auf großen Plakatwänden: Man erkennt sie immer nur von der anderen Straßenseite aus. Undenkbar, in Deutschland könnte mit dem Menschenrechtsverständnis

etwas nicht in Ordnung sein (abgesehen vielleicht von klitzekleinen Kleinigkeiten). Jedes Land meint, es habe die Forderungen des UNO-Papiers vortrefflich erfüllt, während anderswo – leider, leider – noch immer erhebliche Defizite bestünden. Behaupten die Türkei oder China, im eigenen Haus stehe es mit Freiheit, Gleichheit und Würde zum Allerbesten, verziehen wir höhnisch den Mund – um gleich darauf zu verkünden, in Deutschland seien Menschenrechtsverletzungen natürlich völlig abwegig. Und das kommt uns noch nicht einmal komisch vor.

So ist das mit dem Glauben, ob an die zehn Gebote oder an die hehren Ideale der UNO: Er ist stark, schön und gut für die Seele. Aber er ist nicht immer der Königsweg zu Gerechtigkeit und notwendiger Selbstkritik.

Bürgerrechtler in Deutschland und anderen Ländern der westlichen Hemisphäre warnen seit Beginn des Anti-Terror-Kriegs davor, die Errungenschaften eines langen Freiheitskampfes aufgrund von panischen Sicherheitsbedürfnissen leichtfertig aufzugeben. Solche Menschenrechts-Unken erklärt man gern für hysterisch (so schlimm sei es ja noch nicht) oder für blind (der Ernst der Lage dürfe nicht verkannt werden).

Rasterfahndungen, staatliche Zugriffe auf private Konten, erweiterte Abhörbefugnisse und die Registrierung unbescholtener Bürger mithilfe von Fingerabdrücken sind Praktiken, die uns vor Kurzem noch als Paradebeispiele für menschenrechtsverachtendes staatliches Handeln erschienen wären. Heute aber gelten derartige Maßnahmen als »notwendig«. Während die Bilder von Misshandlungen im Gefängnis

von Abu Ghraib für Entsetzen sorgen, diskutieren gleichzeitig anerkannte deutsche Juristen in anerkannten Fachzeitschriften über die Frage, ob Foltermethoden gegenüber bestimmten Delinquenten nicht erlaubt sein sollten.

Man muss nicht weit gehen, nicht einmal bis auf die andere Straßenseite, um zu erkennen, dass sich auch in unserem Land ein bedenklicher Bewusstseinswandel breitmacht. Auf einmal wird immer öfter die schlecht verkleidete Frage gestellt, ob man sich individuelle Freiheitsrechte angesichts von Terror, Wirtschaftskrise und sozialer Bedrohung noch »leisten« könne. Plötzlich sind Menschenrechte ein Schönewettervergnügen, dem man getrost in Friedenszeiten frönen kann. Sobald aber ein Konflikt auftaucht, ein Sicherheitsproblem, das als schwerwiegend empfunden wird, scheint es Wichtigeres zu geben. Dann soll pragmatisches Handeln sich durchsetzen gegen die Ansichten realitätsfremder Idealisten.

Wer so denkt, hat überhaupt nichts verstanden. Menschenrechte sind keine Luxusspielzeuge für verwöhnte Wohlstandskinder. Sie sind keine nette, flüchtige Idee, die es im Ernstfall dem realpolitisch Eigentlichen unterzuordnen gilt. Sie sind über Hunderte von Jahren gewachsen und leidenschaftlicher Ausdruck einer Geistesgeschichte, die uns an den (glücklichen!) Punkt gebracht hat, an dem wir heute stehen. Die Rechte des Einzelnen wurden einer in großen Teilen blutigen Geschichte abgerungen, und sie sind ein Lernerfolg aus schlechten Erfahrungen mit überbordender staatlicher Macht.

Das Vertrauen in ihre bedingungslose Einhaltung ist im Grunde ein gutes Zeichen, ein Ausdruck von Treue zum

eigenen Land und seiner Demokratie. Es darf aber nicht dazu führen, den einmal erreichten Standard für selbstverständlich zu halten. Aus dem Gefühl von Selbstverständlichkeit wird schnell Gleichgültigkeit. Und schließlich Erstaunen darüber, auf unbemerkte Weise verloren zu haben, was man doch sicher glaubte.

Gute Nacht, Individualistinnen (2006)

Neulich nach einer Podiumsdiskussion. Ich bin von der Bühne geklettert, stehe im Foyer der Sendeanstalt herum und halte mich an einem Glas Rotwein fest. Das Publikum strebt aus dem Saal, um an der Garderobe nach Mänteln zu suchen oder die angebotenen Getränke entgegenzunehmen. Der Moderator ist mit einem anderen Talk-Gast in eine Fortführung des Gesprächs vertieft. Plötzlich kommen drei Frauen auf mich zu. Sie sind Mitte fünfzig, gut gekleidet und setzen die Füße so resolut auf den Boden, dass ich ahne, was sie von mir wollen.

Der Schweiß sei ihnen ausgebrochen. Auf den Unterarmen hätten sich die Haare aufgestellt. Es habe ihnen die Kehlen zugeschnürt und die Mägen umgedreht.

»Wie«, frage ich vorsichtig, »lautet die Anklage?«

Zweimal hätte ich mich während der Diskussion als »Jurist« und einmal als »Autor« bezeichnet! Man ist gekommen, um ein weibliches Suffix einzutreiben.

Das passiert mir nicht zum ersten Mal. Seufzend entschuldige ich mich. Erkläre, dass das Weglassen der Endung »-in« keiner antifeministischen Programmatik, sondern purer Achtlosigkeit entspringe (man glaubt mir nicht). Ergänze, dass die Berufsbezeichnung »Autor«, ähnlich dem englischen

»author«, einen neutralen Klang für mich besitze (man glaubt mir noch weniger). Verlange, nicht auf ein *role model* reduziert zu werden und reden zu dürfen, wie mir der Schnabel gewachsen ist (man wird wütend).

Auf einem öffentlichen Podium sei ich eine öffentliche Person, heißt es, und hätte mich dieser Verantwortung zu stellen.

Das verpflichte mich nicht zu einem Auftritt als feministische Frontfigur, gebe ich zurück.

Die drei Frauen wetzen ihre unlackierten Fingernägel und treten einen Schritt auf mich zu. Um einer lautstarken Protestaktion zuvorzukommen, ergehe ich mich in beschwichtigenden Ausführungen.

Ich sei eine Nachgeborene. Ein Nutznießer, Pardon, eine Nutznießerin vergangener Schwesternkämpfe. Der lebende Beweis, dass die Emanzipation wenigstens in Teilen der Gesellschaft glücklich ins Ziel gelaufen sei.

Ob ich mich denn gar nicht mit der Frauenbewegung identifiziere?

»Nein«, behaupte ichforsch. »Ich identifiziere mich nicht einmal mit der Frau.«

Das anschließende Schweigen hat die Kälte eines blankgezogenen Schwerts. Ein Kellner bringt das nächste Glas Wein und ignoriert meine hilfesuchenden Blicke. Es wird höchste Zeit für einen Themawechsel.

»Lassen wir doch die Geschlechterfrage einmal beiseite«, schlage ich vor, »und betrachten das Problem von einer anderen Seite.«

Meine Gesprächspartnerinnen fixieren mich angriffslustig. Friedensangebot abgelehnt. Mir bleibt die Flucht nach vorn.

»Dem weiblichen Geschlecht anzugehören, ohne sich darüber zu definieren«, sage ich, »hat nichts mit Verrat an der weiblichen Sache zu tun. Auf ähnliche Weise lebe ich in Deutschland, ohne mich als Deutsche zu fühlen.«

Den erneut aufkeimenden Widerstand ersticke ich unter einer Lawine von Beispielen: »Ich wurde in Bonn geboren und bin keine Rheinländerin. Ich habe zehn Jahre in Leipzig gewohnt und weiß mit den Begriffen Ossi und Wessi nichts anzufangen. Ich spreche keinen Dialekt, trete keinen Vereinen bei und fiebere für keine Fußballmannschaft. Genau genommen schreibe ich sogar Bücher, ohne mir Rechenschaft darüber abzulegen, was eine Schriftstellerin ist.«

Ob ich sie auf den Arm nehmen wolle?

»Meiner Erfahrung nach«, füge ich, mutig geworden, hinzu, »folgt aus solchen Etikettierungen vor allem eins: ein Haufen Ärger.«

Ob ich deshalb beschlossen hätte, mich jeder Form von Identität krampfhaft zu verweigern?

Darüber muss ich nachdenken. Wahrscheinlich ist meine Identität, sofern ich jemals eine hatte, soeben dem Ansturm der drei Erinnyen zum Opfer gefallen.

»Einer Identität liegt keine Entscheidung zugrunde«, widerspreche ich, »sondern eine Entwicklung. Ich werde Ihnen die Zusammenhänge aufzeigen. Wollen wir uns irgendwo hinsetzen?«

Die drei Frauen schütteln die Köpfe. Ich sortiere Standbein und Spielbein und hole tief Luft.

»Den Angehörigen meiner Generation«, sage ich, »brachte man in der Schule bei, dass Nation, Volk, Kultur oder Rasse

niemals mehr zählen dürfen als das Individuell-Menschliche. Wir lernten, den eigenen Kopf zu gebrauchen, Autoritäten zu hinterfragen, kollektiven Überzeugungen zu misstrauen. Unsere Sätze beginnen wir nicht mit: Das ist folgendermaßen ..., sondern mit: Meiner Meinung nach ..., oder: Ich glaube ... Und woran glauben wir? An gar nichts. Jedenfalls nicht an objektive Wahrheiten, sondern höchstens an subjektive Erfahrung.«

Worauf ich hinauswolle?

»Moment«, sage ich. »Schon als Kind war mir klar, dass allen Menschen, egal ob Mann oder Frau, schwarz oder weiß, der gleiche Wert zukommt. Man zwang mich nicht, in die Kirche zu gehen. Ich brauchte keine bestimmten Bücher zu lesen; ebenso wenig waren mir irgendwelche verboten. Ich musste keine politische Richtung gut finden und bin meinen Eltern und Lehrern bis heute dankbar dafür.«

»Wie schön«, spotten meine Zuhörerinnen.

»Wir kommen zum entscheidenden Punkt«, sage ich. »Heute flößt mir der Anblick eines Uniformierten oder einer Flagge Unbehagen ein. Politische Parolen klingen lächerlich, manche widerlich, die meisten überflüssig in meinen Ohren. Ich identifiziere mich nicht nur nicht mit der Frauenbewegung. Auch Vokabeln wie Gott, Heimat, Sozialdemokratie, Vaterland oder Familie lösen keine spezifischen Gefühle in mir aus. In der Wahlkabine weiß ich nicht, wo ich mein Kreuz machen soll. In den Zeitungen lese ich, dass ich einer unpolitischen, verhuschten, irgendwie desorientierten Generation angehöre. Und von Ihnen erfahre ich nun, dass ich keine Identität besitze.«

»Sie waren es doch, die behauptet hat ...«, sagt eine der Frauen.

»Jeder Mensch braucht eine Identität«, sagt eine andere.

»Jeder Mensch braucht eine Persönlichkeit«, gebe ich zurück. »Die Identität, von der wir sprechen, meint nicht die Übereinstimmung eines Menschen mit sich selbst. Sie meint Zugehörigkeit oder Abgrenzung in Bezug auf Gruppen. Auch ›die Frau‹ ist eine Gruppe.«

»Unpolitisch sind Sie aber wirklich«, sagt die dritte Frau vorwurfsvoll, »wenn Ihnen alles egal ist.«

Mir ist keineswegs alles egal, sonst hätte ich die drei Frauen nicht erfunden und würde diesen Essay nicht schreiben.

»Von wegen egal«, rufe ich deshalb. »Es ist nur so, dass ich mich keinem politischen Lager zugehörig fühle. Ich pflege ein Konglomerat von Ansichten, die in ihrer Gesamtheit weder parteiprogrammatischen Schemata noch der Stoßrichtung einer gesellschaftlichen Gruppierung entsprechen. Ich vermag nicht einmal zu sagen, ob ich rechts denke – oder eher links. Vermutlich bin ich ein radikaler Individualist.«

Ein dreistimmiges Aufstöhnen eint die gegnerische Front.

»Eine Individualistin«, versuche ich.

Daran hat es diesmal nicht gelegen.

Wie schrecklich, finden die drei Frauen. Fast könne ich ihnen leid tun. Diese geistige Heimatlosigkeit sei schockierend, schwindelerregend, ein Abgrund.

»Nein«, sage ich. »Sie ist wunderbar. Noch immer zukunftsweisend. Sie ist das, was die Aufklärung gewollt hat. Sie ist die Haltung eines Menschen, der nicht den Vorgaben von Obrigkeiten, Moden oder dem Zeitgeist vertraut, son-

dern die individuelle Vernunft gebraucht. Allerdings zeigt sie seit Neuestem ein seltsames Gesicht. Sie hindert am öffentlichen Sprechen.«

Wie ich das meine, wollen die Frauen wissen.

Ich weise auf ein Plakat, das die Veranstaltung ankündigt, die wir gerade hinter uns haben: Schriftsteller und Politik – ein Antagonismus?

Darüber, finden die Frauen, werde doch quer durch die Jahrzehnte gestritten.

»Während der vergangenen Wahl«, sage ich, »waren die überzeugtesten Vertreter des Standpunkts, ein Autor habe sich um seinen eigenen Kram zu kümmern, ausgerechnet – Schriftsteller. Und dabei wurden nicht einmal ästhetische Aspekte ins Feld geführt. Es ging nicht ums Kunstschaffen, sondern um öffentliches Verhalten.«

Endlich ist der Themawechsel geglückt. Drei abwartende Augenpaare sehen mich an.

»Ständig war zu hören«, sage ich, »dass sich ein Autor vor keinen Karren spannen lassen dürfe. Wer einigermaßen bei Trost und klarem Verstand sei, könne niemals repräsentativ sprechen, sondern nur für sich selbst. Sie wissen ja: Man beginnt seine Sätze mit: Meiner Meinung nach ..., oder: Ich glaube ...«

Weiter, fordern meine Zuhörerinnen.

»Für einen Individualisten«, sage ich, »hat die Vorstellung, mit Parteifarben in Verbindung gebracht zu werden, etwas Unappetitliches. Andererseits ist das öffentliche Für-sich-selbst-Sprechen eine diffizile Angelegenheit. Es kennt keine Schlagworte, durch deren Gebrauch sich die Komplexität



Juli Zeh

Nachts sind das Tiere

Essays

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-71353-0

btb

Erscheinungstermin: April 2016

Die NSA-Affäre hat viele Internet-Nutzer verunsichert und verwirrt. Wir, die Politikverdrossenen, die »Einfach- so-Egozentriker«, die Selbstquantifizierer, melden uns hektisch von Facebook und Co. ab. Juli Zeh, die einen weltweiten Schriftstellerprotest gegen die Überwachung initiiert hat, sieht das nicht ein. Engagiert verteidigt sie die Freiheit des Wortes und ermutigt uns, sie ebenfalls einzufordern. Sie hinterfragt, warum wir uns ein vorgefertigtes Schema von »Glück« überstülpen lassen, das »gesamtgesellschaftliche Zirkeltraining« klaglos mitmachen und uns so zu einer einheitlichen Masse entwickeln, die ihre Mündigkeit verspielt.